

(Nachdruck verboten.)

81

Die Schuldige.

Von C. Diebig.

Sie lachte grell: „Häh, gelt? Duhste Dich ferchten, ech dähst Der erscheinen im Schlaaf on Dich verfolgen in de Ewigkeit?! Sei ohne Sorg, ech gieh'n net in't Waasser — dem annern ze lief!“ Ein unbeschreiblicher Zug von Schmerz und Hohn zitterte um ihre Lippen. „Fürcht dich net, ech maachen der kein Unverlägenhat — Dau bis dän Badder von mein Kind, on dat liewen ech, daodreiu es mer ales gäwen, wat Seligkeit haast — on sein ech drum verdamm't! Ech gieh'n, Lorenz, sei ruhig!“

„D du mein Heiland!“ Der Bursche stöhnte laut. „Barbe, Du duhst mer e su laad, ech sein der e zu gud, äwer ech kann Dich doch net heiraoden, de weißt, dän Badder brächt' mech om — on kein Geld im Sack, neist, gaor neist — o je, o je!“

„Jao, wat ech saon wollt“ — des Mädchens Augen bohrten sich plötzlich eindringlich in das Gesicht des Mannes — „dat De mech net heiraoden kanns, waasch ech, Ihan ech gewußt, ehnder ech — äwer, wat saot Dein Badder heut? Du karefferst met dem Anna? Laosch dat bleiwen, ech raoden Der! Mech heiraodste net, Dau kanns net, äwer en annere — ne!“

In wahnsinnig ausbrechender Heftigkeit stieß sie das „Ne“ fast schreiend heraus, sprang vor und krallte ihre Finger in den Rock des Burschen. Sie rüttelte ihn hin und her, daß er zitterte wie ein schwankes Rohr.

„Ales, ales han ech for Dich gedahn, duhn ech; ech gieh'n, ech reden net, ech — äwer heiraoden en annere — ne, dat dähste net, dat dähste net, ech —“ Sie schüttelte ihn wild und ballte dann die Fäuste. „Gewer sehn ech Dich dud vor mer, als dat ech Dich ener annern laosch — hörste, Lorenz — Lorenz!“

Die Stimme ersticke ihr, dumpf stöhnend ließ sie sich auf den Bettrand fallen und verbarg das Gesicht in dem groben Kissen.

Regungslos stand der Lorenz, er war todtenbleich geworden und sah sich ängstlich um — er öffnete den Mund und schloß ihn wieder, nun kam es stammelnd über seine Lippen:

„Barbe, um Gotts willen schrei net e su, mer könnt et auswennig heren! Dat de mein Schatz bis, waaschte doch — ech — ech —“

„Stotter net, sag kurz on bünig: „ech heiraoden kein annere“, sonst —“

Das Kissen war zu Boden geschleudert, wie eine zum Sprunge bereite Katze stand ihm die Barbe gegenüber und starrte ihm mit den großen wilden Augen unheimlich ins Gesicht. Der starke Bursche stand wie gebannt, ohne Regung, er wagte nicht, den Blick von ihr zu wenden.

Es grauste ihn.

Er hätte sie fortstoßen mögen, davonlaufen, wer weiß wie weit — er konnte nicht. Die Arme hingen ihm wie gelähmt am Leibe, der Athem ging ihm zitternd, Schweiß trat auf seine Stirn.

„Kuck mech net e su an — kuck mech net e su an!“ Er preßte die Augen krampfhaft zu und hielt sich noch schützend die Hand vor. „Ech halen et net aus, Dau bis e ju graulich!“

„Jao, gelt?“ Sie lachte wie eine Wilde in höhrendem Triumph, sie lachte, daß das grobe Hemd von ihren Schultern glitt und das lange Haar über ihre Brust fiel. Mit einer heftigen Bewegung schlenkerte sie die Strähnen zur Seite und riß das Hemd herauf; ihre Zähne blitzten in dem graugelben Laternenschein. Sie lachte, lachte, dabei liefen ihr die Thränen über's Gesicht.

Lorenz!

Der Bursche fuhr zusammen. Sie ergriff seine Hand und riß ihn mit sich in die Ecke an ihr Bett, darüber ein buntes Marienbild und ein porzellanenes Weihwasserkeßchen hingen. Sie wies mit dem Finger hinauf.

„Bei der Allerheiligsten schwör' mer't, dat De dat Anna net heiraods on aach kein annere net — schwör' mer't!“

„Barbe, ech kann net, laosch mech!“ Er suchte sich loszumachen und nach der Thür zu entweichen, sie hing sich an

ihn mit ihrer ganzen Schwere, eine eiserne Gewalt schien in ihren Armen zu ruhen.

„Ech laossen Dich net, schwör'!“

„Barbe, laosch mech!“ Der Bursche krümmte sich.

„Dau schwörst, Dau saost: „Ech schwören bei der Allerheiligsten, bei meiner ewigen Seligkeit, ech heiraoden dat Anna net on aach kein annere“ — nau saag't!“ Ihre Stimme klang leise, raunend, und doch wie Erz; wie Hammerschlag fiel jedes Wort. Ihre Hand hob die des Mannes in die Höhe: „Bei der Allerheiligsten, ech schwören —“

„Barbe, Barbe!“

„Bei der Allerheiligsten, ech schwören —“ Unbeirrt, mit eiserner Festigkeit klang die Stimme der Barbara, mit verzehrendem, sich einbohrendem Feuer hingen ihre weitgeöffneten Augen an den Zügen des Burschen. „Nau, saog et! Ech schwören bei der Allerheiligsten —“

„Ech schwören bei — der Allerheiligsten — bei meiner ewigen Seligkeit“ — der Lorenz lallte nur so — „ech heiraoden dat —“ Er stockte.

„Ech heiraoden dat Anna net on aach —“

„Ech heiraoden dat Anna net on aach —“

„Kein annere —“

„Kein annere!“

„Dau has geschwor!“ Dumpf fiel es von des Mädchens Lippen.

Der Mann schreckte zusammen wie ein Nachtwandler, den ein jäher Auf erweckt; er starrte Barbara an und streckte dann plötzlich mit einem Laut, halb Wuth, halb Begehren, die Arme nach ihr aus:

„Eweil es ales hin, zur Höll dermit, komm, küß mech!“

Er riß sie an sich wie ein Trunkener und preßte in stammelnder Raserei die Lippen auf ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Schultern, daß es schmerzte. — „Dau — Dau!“

Erst wehrte sie sich, stemmte die Faust gegen seine Brust und stieß ihn zurück; er umfaßte sie wieder mit wilderem Drück: „Jez mußste!“ Er bebt, sein Athem lenchte. „Ales hin!“ — —

Der Vorabend des ersten Mai war da.

In den dunklen Büschen zur Seite der Kuhl schlugen die Nachtigallen, schmelzend und lockend, fast zu laut und triumphirend für die stille Nacht. Der Wald lag unbeweglich, kein Wind rauschte in den hohen Wipfeln. Das Dorf Schrang schlief, selten noch in einer Gasse matter Lichtschein; da wachte jemand in Krankheit und Kummerniß. Lautlos strichen die Fledermäuse in unsicherem Gesatter um Dächer und Schote. Hier und da im Schatten eines Hauses, in einer tiefen Thürnische, ein eng aneinander geschmiegt's Paar; sie küßten sich, sie flüsterten — sonst kein Laut.

Es ging auf Mitternacht.

Der Pfalzehof lag wie ein regungsloser schwarzer Klumpen im matten Sternenlicht, da knurrte leise der Hund an der Kette; eine flüsternde Stimme beschwichtigte ihn, er verkroch sich winselnd. Das Hofthor ward vorsichtig geöffnet, zwei Gestalten traten heraus. Der Mann trug einen Paden unter'm Arm, das Weib schleppte sich mühselig allein vorwärts. Sie schritten langsam, ohne zu sprechen, dem Dorf zu; hinter den letzten schützenden Büschen standen sie still.

„Gottlob, eraus jein mer!“ klang es tief aufathmend; es war des Lorenz Stimme. „Ehei Barbe, hol Dein Padsch, ech gieh'n nau zerick, et könnt ons wän attrapieren!“

„Gif här.“ Die Barbara streckte die Hand aus und riß den Paden an sich. „Maach eweil, dat de häm kömmt, ech brauchen Dich net!“

„Barbe,“ der Bursche ergriff des Mädchens Hand, sie fühlte sich an wie Eis, „waasch Gott, Barbe, et duht mer e su graunjam lad. Biste mer bös?“

„Ne.“

„Maach eweil, Barbe, dat De ze Deiner Tant kömmt, ech sein getrenn' Abend bei der Zuden Katrein gewest, se wird Dich ufnehmen“ fuhr der Lorenz dringlicher fort, „on e su bal als De kanns, maach dat De ruf kommen duhst in de Genossvahöl, das kommen ech zu Der. Ech schaffen der wat De brauchst, on e su bal ech Geld haon, bringen ech et Der, dann machste nach Trier; eloa suchste for dat Kind en Unnerkonst on

gieht in Dienst. Ich kommen e su oft ech kann on besuchen Dech."

"Du dann?" Sie hob das todtenblasse Gesicht zu ihm auf und blickte ihn fragend an.

"Noa, dann — dann — noa dat find sech jao! Gieh jeh, gieh jeh nor!" Er schaute sich ängstlich um unruhig um.

"Gieh dan nor!" Ihre Stimme klang trozig, und ihr Fuß trat heftig auf die Erde. "Gieh!"

"Noa, dann gud Zeit!" Er ging, erst zögernd, ungeschlüssig, dann rannte er wie gepötscht; bald sah sie nichts mehr von ihm, nur Dunkel ringsum.

Mit einem tiefen Seufzer ließ sie sich auf einen Meilenstein am Wege fallen; sie konnte nicht mehr, ihr war, als trüge sie Bergeslasten, ihre Knie wankten. Sie faltete die Hände über dem Bündel in ihrem Schooß, der Kopf sank ihr darauf. So kauerte sie in der Nacht, einsam, regungslos. Wohl eine Stunde verging, plötzlich hob sie den Kopf und starrte wild um sich. Droben am Himmel wanderten die Sterne, mit unsicherem Licht gleiften sie nieder zur Erde; wie formlose Ungeheuer reckten sich Busch und Baum empor, gespenstisch sah schimmerten die weiß getünchten Häuser von Ehrang.

(Fortf. folgt.)

Höhenrauch.

Die leuchtende Morgenröthe, der durchsichtige Himmel, die reine, köstliche Luft versprechen einen wunderschönen Frühlingstag. Sehnsüchtig blickt in das sonnige Himmelsblau empor, wer an sein Tagewerk gebunden ist. Und wer's nicht ist, macht sich wohl schon allerlei Pläne, das prachtvolle Wetter zu einer erfrischenden Wald- oder Bergpartie zu benutzen. Unwiderstehlich fühlt sich alles hinaus ins Freie gelockt. Das sind ja die schönsten Tage zu Ausflügen, die Tage des Spätfrühlings. Da ist's so freundlich warm draußen, und die Luft weht unvergleichlich lind und stärkend. Wie lange noch und die drückend heißen Sommertage sind da mit ihrer brennenden Sonnengluth und ihrem Staub. Doch sieh, während man noch so denkt und schon nach Stod und Hut greifen will, da hat sich plötzlich der Himmelstrand unmerklich tief und düstert. Wie dichter, grauer Nebel zieht es immer höher am Himmel empor. Eine ganz andere Färbung als der vom Wasser herrührende Nebel hat der da draußen. Zu einem so misfarbenen, schmutzig grauen Farbton stimmen lustige Wasserbläschen die Atmosphäre nicht herab. Die eigenthümliche Luftströmung wird immer stärker. Die Atmosphäre ist wie ausgetrocknet. Die Sonne blickt nur wie eine blutrothe Kugel durch die mattgraue Nebelwand, und bald ist sie gänzlich von ihr verhüllt. In einiger Höhe über dem Horizont hat die seltsame, unheimlich rasch aufgestiegene Luftfärbung einen Stich ins Röhliche. Wie ein Bann, wie ein stilles, weit ausgedehntes Gemitter liegt's ringsum. Vorbei ist das beglückende, sonnige Wetter mit seinem leuchtenden Himmel und seiner reinen Luft, vorbei die Lockung hinaus in die Natur.

"s ist Höhenrauch", sagen die Leute. Denn die Hügel und Berge scheinen wie in matten Rauch eingehüllt zu sein. Sie, die den Horizont fest abgrenzen, lassen es am besten erkennen, wenn die Durchsichtigkeit der Luft durch Dunst oder Rauch vermindert wird. Wo keine Berge sind, in der norddeutschen Tiefebene, nennt man die vorhin geschilderte Naturerscheinung deshalb auch nicht Höhen-, sondern Moorrauch. Weil man hier mit der Ursache dieses schleichenden Rauches längst schon nur zu wohl bekannt ist, giebt man ihm den zutreffendsten Namen. Könnten wir durch das Luftmeer dahinfliegen, um die Herkunft des Höhenrauches, die heutzutage allbekannt ist, zu erforschen, so kämen wir, durch die zunehmende Stärke des Rauches geleitet, zuletzt im Nordwesten Deutschlands an. Hier im Oldenburgischen, Bremischen, in Ostfriesland und Holland, wo sich in weit ausgedehnten Landstrichen unabherrschbare Hochmoore oder Heidemoore in dunkler Dede dahinziehen, dringt uns ein ungeheurer Rauch entgegen, der auf hunderte von Meilen hin den freundlichen norddeutschen Frühling verpestet. Er entquillt zahllosen kleinen Haufen halbtrockener Erdschollen, die glimmen und schmauchen. Durch den Rauch hindurch bewegen sich unaufhörlich Gestalten, die an einer langen Stange eiserne Pfannen handhaben, mit denen sie die brennenden Schollen gegen den Wind auf dem Acker umherwerfen und sorgfältig darüber wachen, daß nirgends helle Flammen ausbrechen. Ein einzelnes Torfstück brennt im Ofen mit kleiner Flamme, entwickelt aber dabei sehr starken Rauch und einen durchdringenden, eigenthümlichen Geruch. Viele tausende aber nicht kunstgerecht ausgetrockneter, sondern absichtlich noch halb feucht gehaltener und dabei noch im letzten Durchbildungsstadium begriffen gewesener Torfstücke, die also mit den Wurzeln und Stengeln der mannigfachen Moorpflanzen angefüllt sind, welche Umassen von Rauch und welchen erstickenden Brandgeruch müssen sie geben! Und dabei brennen nicht etwa nur zehn oder hundert, nein, oft tausende von Aekern zu gleicher Zeit. Und das Ausbrennen eines einzigen dauert einen bis zwei Tage, bei feuchter Witterung noch länger. In der Umgebung der brennenden Moore ist der Rauch denn auch auf mehrere Meilen weit so dicht, daß die Sonne nicht mehr zu erkennen ist. Und doch nimmt man gewöhnlich den wärmsten und sonnigsten Tag zum Moorbrennen. Durch den Moorrauch hindurch erscheinen alle Gegen-

stände nah und fern in seltsamer, tiefer, braunröthlicher Färbung, die noch auf zehn bis zwölf Meilen Entfernung röthlich-gelb wirkt. Die Strömungen des ewig beweglichen Luftmeeres, besonders, wenn es recht trocken ist, nehmen den Rauch auf, und so geht er mit dem Winde rasch auf Reisen, meistens südwärts, wie alles aus dem Norden. Und so ausgiebig ist er schon, daß er Deutschland und auch noch einige Nachbarländer enträuchert. "Ganz Deutschland riecht's, wenn unsere Moore rauchen." Die verschiedenen Gegenden erhalten den Höhenrauch natürlich zu verschiedenen Zeiten, je nach der herrschenden Windrichtung. Bei Windstille z. B. sammelt sich der Rauch hoch über dem brennenden Moor und breitet sich in der Höhe aus. Von einer oberen Luftströmung wird er endlich entführt, oftmals aber von einer entgegengesetzten zurückgebracht. So war es im Juli 1869. Da zog der Moorrauch von Ostfriesland nach Belgien und Frankreich. Später wandte er sich und drang bis nach Ungarn und Siebenbürgen. Weht der Wind dagegen während des Brennens recht lebhaft, so zieht der Rauch oft hunderte von Meilen in den unteren Schichten der Atmosphäre fort, wie im Frühjahr 1857, da er über Mittel- und Süddeutschland und bis über Krakau hinausgelangte, und im Mai 1860, als er bis an den Fuß der Alpen drang. Eine ähnliche Erscheinung weit wandernden Rauches tritt auch in Amerika zur Zeit des sogenannten Indianersommers, im Oktober und November auf, wenn die Prairien in Kanada abgebrannt werden. Wilden, scharf schönen Prairiebränden glich auch die älteste Art und Weise des Moorbrennens, bei der man das Moor bis zu einer gewissen Tiefe durch niedrige Abzugsgräben entwässerte, durch Behacken lockerte und dann im Juni anzündete. Da züngelten die Flammen wie tausend feurige Schlangen über den schwarzen Erdboden hin. Vor ihrem glühenden Hauch sank das dürre Heidekraut prasselnd und knisternd zusammen, und endloser Qualm wogte im Winde. In dunkler Nacht glühte der Himmel zu solcher Zeit von fernem, unsichtbaren Moorbränden wie von einer ungeheuren Feuersbrunst und der rothe Schein beleuchtete statt des rauchverhüllten Mondes mit unheimlichem, aber nicht unfriedlichem Lichte die Erde.

Die heutigen Moorbrenner entwässern das Moor auch und zerstückeln die Oberfläche mittels der Hackhau zu lauter einzelnen Schollen, die sie den Winter über liegen lassen, um sie dann im Spätfrühling, Mitte Mai, oft auch noch im Juni und Juli, sobald sie halbwegs trocken sind, zu kleinen Haufen geschichtet in der bereits geschilderten Weise nur schmauchend verglimmen zu lassen. Der Zweck der ganzen Sache ist, das Moor nutzbar zu machen zum Buchweizenbau, dem einzigen und dürftigen landwirthschaftlichen Betrieb, den es sich aufzwingen läßt in dieser seiner ersten und rohesten Kulturperiode. Die Buchweizenkörner sät man einfach in die Asche des abgekühlten Moorbodens. Mit dieser Moorkultur hat der Pfarver Volenius in Gatzhaußen zwischen 1707 und 1716 den Anfang gemacht. Seit dieser Zeit tritt auch erst der Höhenrauch auf. Vorher kannte man ihn nicht und benutzte die Moore nur zur Lieferung eines Torfes für die Umwohnenden. Die erste bekannte Erwähnung des Höhenrauches enthält eine im Grimm'schen Wörterbuch angeführte Verordnung des Fürsten Ernst August von Osnabrück vom 20. April 1720: "Nachdem seit einigen Jahren wahrgenommen, daß in diesem unserm Fürstenthum und Hochstifte sowohl, als denen benachbarten Landen die Heiden- und Torfspennen, um etwan Buchweizen darinnen zu säen oder sonst von denen Unterthanen angezündet werden, und dann der davon hergekommene Gestank und sogenannte Haarrauch nicht allein sehr ungesund u. s. w." Haarrauch sagt man in Westfalen und Friesland. In Zimmermann's Münchhausen heißt es z. B.: "Ein brenzlicher Geruch schwebte in der Luft, und ein Bauer, der vorbeiging, sagte: es giebt heut Haarrauch." Unter Haar versteht man im Westfälischen die Höhe.

"O, schweist ich wieder, wo ein Bursch ich war, Auf meiner Heimath waldbewachs'ner Haar —"

wünscht Freiligrath. Und "es singt ein Vöglein auf der Haar" sagt er in seinem westfälischen Sommerliede. Auch Heiderauch wird die Erscheinung genannt und, mit dem noch wie im Althochdeutschen lautenden her, d. h. dürr, trocken, gebildet, Heirach, Heidampf und Heinebel. Heirach ist wohl nur eine mundartliche Ablautung von Haarrauch oder Heirach.

Der größte Höhenrauch war im Jahre 1783 aufgetreten. Er drang sogar bis nach Italien. Seiner Stärke wegen wurde er allgemein für vulkanischen Ursprungs gehalten und als Sonnenrauch bezeichnet. Der "Teutsche Merkur" von 1784 erwähnt deshalb die "Briefe des Herrn Michael Torcia an den Herrn Professor Toaldo zu Padua von dem Höhenrauch des vergangenen Jahres zu Neapel und in Calabrien". Auch Goethe berührt den Höhenrauch, der ihm bei Bozen und anderwärts auf Reisen besonders auffiel, wiederholt in seinen Schriften. Ueber die wahre Natur des Höhenrauches blieb man lange im Unklaren. Es gab darüber sehr getheilte Meinungen. Leute aus der Heimath der Moorbrenner, die am besten wußten, daß ihre brennenden Moore mit ihren unglaublichen Rauchmassen die einzige Ursache des Höhenrauches sind, wies man mit ungläubigem Kopfschütteln zurück. Man wußte nichts von der ungeheuren Ausdehnung dieser Moore, von denen z. B. das Meppen'sche 28, das Bourlangier Moor und der Twist 55 Quadratmeilen umfassen, und begriff nicht, daß, wenn jährlich gegen vier Quadratmeilen Moor abgebrannt werden, die Brennfläche sich auf mehr als 500 Quadratmeilen Landes vertheilt. Es kamen ja als seltene Ausnahme ähnliche Erübungen der Atmosphäre vor, z. B. im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein sogenannter Landrauch, der

von entzündlichen Pflanzenausdünstungen herrührte und durch ganz Europa anhielt. Auf Menschen und Thieren übte er keine nachtheiligen Wirkungen aus. Dem Pflanzenwuchs, namentlich dem Weizen, war er aber sehr schädlich. Gewitterrauch, einige Stunden vor heftigen Gewittern oder auch zwischen zwei Gewittern auftretend und auf Höhen sich durch „elektrischen Geruch“ (nach Phosphor) bemerkbar machend, führte die Menschen gleichfalls bezüglich der Natur des alljährlichen Höhenrauches irre.

Man leitete den Höhenrauch deshalb auch aus kosmischen Einflüssen her. Ein „zersehtes Gewitter“ nannte man ihn, obgleich bei einem physikalischen Prozeß, wie dem Gewitter, von Zersezung zu reden Unsinn ist. Höchstens von zersezten Gewitterwolken könnte man sprechen, die ihre Elektrizität ohne Blitz und Donner langsam ableiten. Das erzeugt aber keinen trockenen, schleierartigen Nebel mit angreifendem Brenzgeruch, wie er nur dem Höhenrauch eigenthümlich ist, sondern höchstens einen weißen, feuchten Nebel. Der Höhenrauch sollte eben die Stelle eines Gewitters so lange vertreten, bis er sich in einen Nieselregen auflöst oder durch starken Wind zerstreut wird. Letzteres konnte bei wirklichen Höhenrauch, ersteres nur bei zersezten Gewitterwolken, also Wassernebel, der Fall sein. Auch „für mit Schwefelbänken geschwängerten Nebel“ oder gar für das Produkt einer Zersezung der in der Luft enthaltenen Kohlenäure in Sauerstoff und Kohlenstoff hielt man den Höhenrauch. Es ging ihm wie dem Mädchen aus der Fremde. Man wußte nicht, woher er kam. Er stieg vom Himmel nieder, dachte man. Seine sehr irdische Natur erkannte man aber erst mit Hilfe exakter meteorologischer Beobachtungen, wie auch seine schädlichen Wirkungen auf die Augen, für Brustkranke und Nervöse sich feststellen ließen. Jede nicht von Moorrauch herrührende Trübung der Atmosphäre entbehrt eben der spezifischen Eigenschaften desselben, besonders des Austretens zur Zeit der Moorbrände und des unverkennbaren Geruchs nach brennendem Torf, der immer stärker wird, je näher man nach Muffrika kommt, wie die Hannoveraner die arnfeldige Heimath des Moorrauches nennen. Noch bestimmter wird dies dadurch bewiesen, daß neuerdings das Erscheinen des Höhenrauches immer seltener wird, weil seine gesundheitswidrige Wirkung zu lebhafter Agitation gegen ihn Anlaß gab und nun rationellere Kulturmethoden als das Brennen für die Bebauung der Moore in Anwendung kommen. Die Brandkultur erzielte zwar in der Asche der Haide eine an Pflanzennährstoffen reiche Bodenkrume. Im nächsten Jahre und auch in den folgenden, vor der Einsaat des Buchweizens, muß das Ackerstück aber immer wieder gebrannt werden. Aber von Jahr zu Jahr wird auch die Ernte schwächer, und nach vier bis fünf Sommern ist die Kraft des Bodens für Buchweizen erschöpft. Hafer und Hirse finden höchstens noch ihre Nahrung. Auf dem ostfriesischen Hochmoor sogar Roggen. Stets aber muß der Boden vor der Einsaat gehackt und gebrannt werden. Deshalb finden auch zuweilen im Herbst Moorbrände statt. Nach höchstens acht Jahren muß die Brandkultur aufgegeben werden. Nun folgt eine dreißigjährige Brache. Währenddem sinkt das Moor in seinen trostlosen Urzustand zurück.

In den letzten Jahren ist an vielen Orten an stelle der Brandkultur die Kanal- und Dammkultur getreten. Und so wird denn der Höhenrauch im hohen Alter von ziemlich zweihundert Jahren wohl bald eines sanften Todes dahinscheiden und nie wieder seinen gelbgrauen, übel parfümirten Nebelschleier über das gütig lächelnde Antlitz eines sonnigen Frühsonnertages breiten. —

(Rölnische Zeitung.)

Kleines Feuilleton.

— **Bereinigung der Luft.** Dr. C. Zurich erzählt in der „Umschau“, daß die in Appleton bei Widnes (England) vor 1870 bestehende Uhren-Industrie ganz eingehen mußte, als die Soda-Fabriken bei Widnes immer zahlreicher und größer wurden. Die sauren Gase (Salzsäure, schwefliche Säure, Chlor), welche aus den chemischen Fabriken entwichen und durch den Wind nach Appleton geführt wurden, brachten die feinen Theile aus Eisen oder Stahl, welche die Uhrmacher gebrauchten, in kurzer Zeit zum Verrosten. Im Jahre 1881 war von der ganzen Uhren-Industrie nur noch eine Drahtzieherei übrig, welche Drähte mit sternförmigem Querschnitt für den Versandt herstellte. Diese Drahtzieherei konnte sich noch halten, weil infolge der strengeren Handhabung des englischen Luftgesetzes (Alkali-Act 1863) die Belästigung durch schädliche Gase immer geringer wurde. Große Mengen schwefliger Säure senden die Glasbläthen, welche Sulfat verarbeiten, in die Lüste, wodurch jedes feinere Metallgewerbe in der Nähe zur Einstellung seines Betriebes gezwungen wird; man kann nämlich die Schwefelsäure auf technisch durchführbare Weise noch immer nicht kondensiren, weil alle bisher vorgeschlagenen Verfahren zu kostspielig sind. Besonders weit weggeführt durch die Luft wird das Schwefel-Wasserstoffgas. Der eben genannte Gewährsmann erzählt, eine süddeutsche Fabrik metallener Meß-Apparate erhielt durch den vorherrschenden Südwestwind von einer kleinen Leblanc-Pottasche-Fabrik her Salzsäure-Dämpfe und Schwefel-Wasserstoffgas zugeweht und wurde dadurch in der empfindlichsten Weise gestört. Nicht nur verrosteten die Werkzeuge von Eisen und Stahl und die Metallvorläthe von Blechen, Drähten u. s. w. oder wurden geschwärzt, sondern auch die fertigen Apparate wurden in ähnlicher Weise beschädigt. Messingdrähte, welche in 200 Meter Abstand von den Pottasche-Rückständen aufgehängt waren, wurden innerhalb zweier

Monate durch Bildung von Schwefellupfer so brüchig, daß sie im Gewerbe des geschädigten Fabrikanten nicht mehr verwandt werden konnten. —

c. e. **Auf Island** giebt es weder Gefängnisse noch Polizisten und man trägt auch kein Verlangen nach ihnen. In tausend Jahren gab es auf dieser Insel nur zwei Diebe. Der eine, ein Eingeborener, hatte ein Schaf gestohlen. Aber der Richter stellte fest, daß er es aus Noth gethan; und seine einzige Strafe war, daß seine Landseute ihm und seiner Familie Hausgeräthe, ein Häuschen, Kleidungsstücke und eine ganze Heerde Schafe schenkten. Der andere Dieb hatte aus Habsucht achtzehn Schafe gestohlen. Aber da er ein Ausländer war, wurde er schleunigst in seine Heimath zurückgeschickt. —

Theater.

— Das vom Polizeipräsidenten erlassene Verbot der öffentlichen Aufführung von Sudermann's neuem Drama „Johannes“ im Deutschen Theater gründet sich auf einen Ministerialerlaß vom 8. Oktober 1875, der von dem Finanzminister Camphausen und dem Minister des Innern Grafen zu Eulenburg gezeichnet ist. In diesem Erlaß heißt es: „Für unzulässig müssen vom polizeilichen Standpunkt öffentliche Darstellungen aus der biblischen Geschichte des alten und neuen Testaments, namentlich aus Jesu Christi Lebens- und Leidensgeschichte, mögen sich die Darsteller als lebende Bilder oder in szenisch sich bewegender Handlung zeigen, um deshalb erachtet werden, weil solche Darstellungen in einem großen Theile der Bevölkerung Anstoß erregen und die religiösen Gefühle vieler verletzen würden. Deshalb sind dergleichen Aufführungen schon durch die Zirkularerlasse des Ministers des Innern vom 29. Juli und 8. September 1817 allgemein untersagt und ist auch durch den an die Regierung der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen ergangenen Erlaß der Ministerien der Finanzen und des Innern vom 31. Dezember 1866 die Ertheilung und Verlängerung von Gewerbebescheinen zu Passionspielen verboten worden.“ — Wie die Aufführungen von Hebbel's „Judith“, Grillparzer's „Eifer“, Otto Ludwigs „Raskabier“ beweisen, ist dieser Erlaß nicht einmal in bezug auf das Schauspielhaus konsequent durchgeführt worden. —

— Richard Slowronnel's neuestes Schauspiel „Waidwund“ wird in dieser Saison im Schauspielhaus zur ersten Aufführung gelangen. Als erste Neuheit wird von dieser Bühne wahrscheinlich das Lustspiel „Das neue Weib“ von Rudolf Straß gegeben werden. —

Musik.

— **Wagner in England.** Nach einem Londoner Berichte entfielen im Convent-Garden von 67 während der Sommersaison stattgehabten Opernvorstellungen 26 auf Werke R. Wagner's. Trozdem der Parketstih 25 M. kostete, waren die Vorstellungen, in denen Wagner'sche Musikdramen zur Aufführung kamen, sehr gut besucht. —

Kunst.

— Die Gemäldegalerie und die Skulpturen-Sammlungen der Berliner Museen sind durch neue Zuwendungen bereichert worden. Die eine Zuwendung besteht in einem Bild des Anthonis van Dyl; es stellt zwei Nymphen dar, die beim Baden von zwei Satyrn überrascht werden. Eine zweite Widmung ist ein kleines weibliches Bildniß, zweifellos ein Werk des Florentiner Meisters Francesco Albertini gen. Bacchiacca, aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Sammlung italienischer Skulpturen wurde von einem ungenannten Geber ein Stuckrelief Donatello's zugewiesen, das Idealporträt eines antiken Kaisers. Eine weitere Zuwendung besteht in einem kleinen, aus Birnbamholz gearbeiteten Hochrelief; es stellt die Kreuzigung Christi dar und ist der Sammlung der oberdeutschen Holzschneidereien überwiesen worden. Herr von Rühlmann in Konstantinopel hat der Sammlung von Werken der christlichen Epoche ein byzantinisches Marmorrelief, etwa aus dem 10. Jahrhundert, gewidmet. —

Archäologisches.

— Ein Römerkastell wurde bei Nachgrabungen in Holzhausen a. d. Haide entdeckt. Die vier Thore mit den zugehörigen Thürmen und den vorliegenden Theilen des Grabens sind jetzt blogelegt. Wie die Umfassungsmauer waren auch sie vortrefflich gebaut. Bis nahezu 2 Meter Höhe stehen stellenweise noch die 73 bis 90 Zentimeter dicken Umfassungsmauern. Der weiße Kalkwurf, mit dem sie versehen, und die roh ausgefalteten Quadersfugen, die in denselben eingerissen waren, sind noch deutlich erkennbar. Das stattlichste der Thore, ein Doppelthor, war die nordöstlich gelegene Porta Prætoria. Alle waren sie mit Schiefer bedeckt. Ueber der (nordwestlichen) Porta Sinistra befand sich eine prachtvolle Inschrift zu Ehren Caracalla's aus dem Jahre 213 n. Chr. Neuerdings ist eine zweite nicht minder große, wenn auch lückenhafte Inschrift an der Porta Prætoria zum Vorschein gekommen, deren Deutung noch dahinsteht. Zahlreiche, bei den Thoren gefundene eiserne Nägel verrathen die Stärke der hölzernen Thorflügel, die sich auf eisernen Pfählen drehten. Die an den Ecken abgerundete und von einem einfachen Spitzgraben umgebene Umfassungsmauer umspannte ein Rechteck von 135:106 Meter, also nahezu 6 Morgen Flächeninhalt. Von dem inmitten dieses Kastellinneren stehenden Prætorium hat sich am schönsten der halbrunde Abschluß erhalten, in welchem dereinst die Feldzeichen, das Archiv der Besatzung u.

aufbewahrt waren. Davor liegt noch an einer alten Stelle ein mächtiger, über einen Meter im Geviert messender Steinblock, eine Basis, welche vermutlichlich das — der Apfiss zugekehrte — Standbild eines römischen Kaisers trug. Daneben zeigt ein mit Branderde ausgefüllter Raum die Stelle eines einstigen Opferaltars. Die übrigen zum Prätorium gehörigen Gebäudeheile sind in den Grundmauern oder Fundamentgruben noch wohl erkennbar und zum theil auch schon aufgedeckt; einer der Räume war durch einen kreuzweise unter dem Fußboden geführten Heizkanal im Winter zu erwärmen. Im Soldaten-Quartier hinter dem Prätorium ist bis jetzt nur eine Reihe der Kochlöcher bloßgelegt, an denen die Zeitgenossenchaften ihre Mahlzeiten bereiteten. Von dem Leben im Kastell erzählen uns die Einzelfunde, die auf eine im allgemeinen einfache, schlechte Einrichtung in demselben hindeuten. Von Fensterglas, Glasgefäßen und besserem Geschirr (sogenanntem terra sigillata) sind nicht gerade viele Bruchstücke vorhanden. An Schmucksachen sind die Reste von Gewandnadeln, ein silberner und ein primitiver bleierner Armring, einige Fingerringe und Broncescheiben gefunden worden. Zahlreicher sind die Münzen, unter denen sich namentlich schön erhaltene Silbermünzen von Caracalla, Septimius und Alexander Severus, Elagabal etc. befinden. Recht nett ist das nahe dem Prätorium gefundene Köpfchen eines die Mauerkrone tragenden Genius. Von der Zerstörung des Kastells erzählt uns vielleicht ein hübscher Fund in einem der Thorthürme: Unter dem mächtigen Brandschutt, der hier wie überall lagerte, standen neben mehreren zerdrückten Gefäßen unverfehrt ein kleines Stängelchen und dabei mehrere Becher von Thon, neben welchen ein Häufchen Spielsteine und ein — Mäcker (Schnellfüßchen) lagen. Ist es nicht, als ob mitten im fröhlichen Zechen und bei heiteren Spiele die Befahrung überfallen, das Kastell erobert und verbrannt worden wäre? —

Medizinisches.

— Das Herz des Radfahrers. Der Wiener Arzt Schott, der an einem dem Fahrradsporre ergebenden Kollegen mittels der Actinographie den Einfluß des Radfahrens auf das Herz untersucht hat, macht nun darüber interessante Mittheilungen. Demnach habe sich bei dem Kollegen nach einer auf leicht welligem Terrain durch 66 Minuten bewerkstelligten Fahrt, während welcher bei mäßiger Transpiration die Athmung ganz ruhig geblieben und die Pulsfrequenz von 72 auf 96 gestiegen sei, eine recht beträchtliche Ausdehnung gezeigt. Selbst nach langer Ruhepause, wenn der Puls schon zur ursprünglichen Frequenz zurückgekehrt sei, sei das linke Herz noch eine Zeit lang dilatirt (ausgedehnt) geblieben. Nach einer kurzen Fahrt bei scharfem Gegenwind habe sich eine Erhöhung der Pulsfrequenz von 90 auf 92 gezeigt, die Herzgrenzen seien beiderseits um 1/2 bis 2 Centimeter hinausgeschoben gewesen. Dagegen habe ein vier bis fünf Stunden nach diesem Versuche unternommener Marsch in raschem Schritte keinerlei Einfluß auf die Herzgrenzen gezeigt. —

Völkerrunde.

— Hochzeitsgebräuche in Wales (England). Am Hochzeitstage begeben sich die Freunde des Bräutigams im Sonntagsanzuge auf dem besten Pferde zur Wohnung des Bräutigams. Sobald sie hier alle versammelt sind, begiebt sich die ganze Kavallade zum Hause des Brautvaters. Hier springen einige Reiter vom Pferde und verlangen in wohlgefehten Reimen, daß die Braut dem Bräutigam ausgeliefert werde. Einige ihrer Freundinnen geben eine passende Antwort in Versen, in welcher sie die jungen Leute einladen, das Haus zu betreten und die Braut zu suchen. Diese hat sich unterdessen verborgen, aber die heimliche Furcht, durch zu langes Zögern die langersehnte feierliche Zeremonie der Eheschließung unnützig aufzuhalten, treibt sie bald, sich finden zu lassen. Zu Pferde bricht nun die ganze fröhliche Gesellschaft zur Kirche auf, wobei der Vater der Braut an ihrer Seite reitet. An Kreuzwegen, Seitenspfaden und bei sonstigen passenden Gelegenheiten macht er schwächliche Versuche, mit seiner Schutzhelfen zu entfliehen, was natürlich von den jungen Männern mit großem Halloh vereitelt wird. Der oft ein- bis zweihundert Personen zählende Zug erreicht nach einer Anzahl vergeblicher Fluchtversuche endlich die Kirche und das einende Band wird zwischen den Liebenden getnüpft. Nachdem dies geschehen, strömt die Hochzeitsgesellschaft aus der Kirche und begiebt sich mit dem jungen Paare an der Spitze zu der künftigen Wohnung der Neuwermählten, wo man einen lustigen Tag verlebt. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Rationelle Kampfergewinnung. Versuche von amerikanischen Pflanzern auf Florida haben, wie die „Tech. Rundsch.“ mittheilt, ergeben, daß der Kampferbaum sich daselbst gut kultiviren läßt, und daß es nicht nöthig ist, wie es auf Formosa allgemein geschieht, den Baum zu fällen und das Holz mit Wasser zu destilliren, sondern daß man die Blätter ausbeuten kann. 77 kg Blätter sollen 1 kg Kampfer liefern. —

Technisches.

— Eine bemerkenswerthe Schiebedrücke besitzt England in der Victoriabrücke, die den Dee-Fluß bei Queensberry mit drei Oeffnungen überspannt, von denen die mittlere, 86,60 Meter

lange Ueberspannung beweglich ist. Sie besteht nach der „Zeitsch. d. V. deutsch. Ing.“ aus zwei gleich langen, in der Mitte aneinander stoßenden Theilen, die in die lastenförmigen Seitenüberbrückungen geschoben werden können. Die Fahrbahn dieser beiden verschiebbaren Theile ist beweglich eingerichtet. Ihre Plattform wird von einer Reihe von Armen getragen, die eine Parallelführung bilden und mit ihren inneren Gliedern mit einem Gleichgewichtslasten verbunden sind. Sie senkt und hebt sich beim Einziehen und Ausschieben selbständig. Zwangsläufig erfolgt beim Einziehen die Führung, und damit das Senken durch eine Kurvenführung, in der ein am beweglichen Theile befestigtes Rad nach unten gleitet. Jeder bewegliche Brückentheil läuft auf 6 Rollenpaaren. Als Antriebsmaschinen dienen Wasserdruckzylinder von 203 Millimeter Durchmesser und 3500 Millimeter Hub, die in waagrechter Lage an den Querträgern befestigt sind. Das Druckwasser wird durch Dampfmaschinen im Brückenhaufe am Ufer erzeugt und den Druckzylindern unter Einschaltung eines Akkumulators zugeführt. Der Bau der im Juni d. J. dem Verkehr übergebenen Brücke hat zwei Jahre gedauert. —

Humoristisches.

— Zu schlau! In einem kleinen Orte lebte vor Jahren eine Wirthin, die sehr hübsch, aber nicht mit besonderen Geistesgaben von der Natur ausgestattet worden war. Ihr Gasthaus, das auf sie vererbt war, ward fleißig besucht von Fremden, die der schönen Frau Wirthin in allen Ehren den Hof machten. Einer alten Stadtsage zufolge, bei der eine Gans eine große Rolle spielte, trugen nun verschiedene Gasthäuser eine Gans im Wappen. Es gab ein Gasthaus zur schwarzen Gans, zur goldenen Gans, zur weißen Gans, und das Gasthaus der schönen Wirthin führte den Namen „Gasthaus zur schönen Gans“. Da erließ der Magistrat der Stadt, veranlaßt durch viele Verwechslungen und andere ärgerliche Vorkommnisse, die zu zahlreichen Klagen der Fremden geführt hatten, eine Anordnung, daß diese Gansentitel künftighin fortfallen sollten und dafür andere Namen gewählt werden möchten. Die schöne Wirthin berieth sich nun mit ihren Gästen wegen der Wahl eines neuen Titels, und so prangte plötzlich am Schilde des Gasthauses die Aufschrift: „Zur hübschen Wirthin, vormalig schönen Gans“. —

Vermischtes vom Tage.

— Der Kirchenmaler Redner, ein Bruder des Bischofs von Kulm, wurde in seiner Wohnung zu Pelplin todt und mit verkohlten Kleidern aufgefunden. —
 — In Larnowich fiel ein Schlächtergeselle in einen großen Kessel, in dem Fleisch gekocht wurde, und verbrühte sich so, daß er in wenigen Minuten starb. —
 — Aus Scheer (Württemberg) wird folgendes berichtet: Der Fabrikarbeiter Knittel, der als Finder des im Frühjahr verloren gegangenen Rüstchens mit 40 000 M. 1000 M. erhalten hatte, gab aus freiem Antrieb jedem der Arbeiter der Fabrik, in der er beschäftigt ist, ein Geschenk — den älteren je 20 M., den jüngeren 10 M. — im ganzen 310 M. —
 — Aus Roth hat sich in Prag ein junges Ehepaar vergiftet. Die Frau war in anderen Umständen. —
 — Eisenbahn-Unglück. Am Dienstag Abend entgleiste der Schnellzug Berlin-Rom hinter dem Tunnel von Bozen (Tirol) insolge Herabstürzens eines mächtigen Felsblockes. Von dem Fahrdienst sind drei Personen schwer, eine leicht verletzt. Einige Fahrgäste erlitten leichte Quetschungen. Die Maschine und fünf Wagen sturzen über die Böschung auf die Eisadstraße hinab. —
 — Knall-Prohen. Die Pensionärin eines Kuretablissements im Berner Oberland verlangte und setzte es auch durch, daß ihr Hund Bijou in die Fremdenliste kam. —
 — Im Fergthal bei Silz hat sich ein aus Bayern stammender Kurgast beim Gelweissuchen zu Tode gefallen. —
 — Der Forschungsreisende Nozilow ist vom Karischen Meere in Tjumen angekommen. Derselbe hat einen direkten Wasserweg von Sibirien nach Europa gefunden, welcher den früheren Weg wesentlich abkürzt und vom Meereis frei ist. Nozilow untersuchte ferner die bisher unerforschte Halbinsel Sammal. —
 c. a. Ein Revolverheld auf der Kangel. Rev. John Wallstein schoß am 6. August in Washington in der Concord Christian Church von der Kangel herab auf seine mit seinen salbungsvollen Ergüssen unjuriedene Gemeinde und verwundete ein dreijähriges Mädchen tödtlich. —
 — Der heißeste Ort der Vereinigten Staaten ist Yuma in Arizona. Dort war früher, als die Indianer in der Gegend noch zu schaffen machten, ein Militärposten. Die Hitze ist in Yuma im Sommer so groß, daß unter den Bewohnern die Sage geht, ein Soldat dieses Militärpostens, der wegen schlechter Ausführung im Leben zur Hölle strafte verurtheilt worden, sei eines Tages als Geiß wieder auf der Erde erschienen, um sich seine Decken zu holen, da es ihm in der Hölle zu kalt wäre. —
 — Ein theurer Schafbock. Ein aus Tasmanien stammender 2 1/2 Jahre alter Schafbock erzielte in Sidney einen Preis von 22 000 M. Es handelt sich um ein Zuchtthier. —